

Katrin Wille

Die Praxis des Unterscheidens

VERLAG KARL ALBER 

Katrin Wille

Die Praxis des Unterscheidens

Historische und
systematische
Perspektiven

Verlag Karl Alber Freiburg / München

Katrin Wille

The Praxis of Making Distinctions

Historical and Systematic Perspectives

In the course of the 20th century, highly normatively charged distinctions such as those between »human« and »animal« or »woman« and »man« were called into question. This has made it urgently necessary for us not only to reconsider such distinctions, but also to think about the ways in which we differentiate or draw distinctions between types of things in the first place. However, we cannot simply give a general overview of our praxis of making distinctions. Instead, we need to reflect on exemplary cases of specific ways in which we make distinctions. The present study does so by focusing on the distinction between »wish« and »will«. This distinction concerns our self-image as agents, and as such it reveals the experience of a discrepancy between that which we intend to do and want to do and that which we actually end up doing.

The aim of this work—both the study of an exemplary case undertaken in the first part and the methodological groundwork provided in the second part—is to develop a framework for systematic research regarding our specific and concrete practices of making distinctions. In conjunction with Plato and Hegel, this study makes the case for a dynamic and dialectical method of making distinctions.

The Author:

Katrin Wille studied philosophy, protestant theology, and history at the Universities of Münster and Munich. In 2000 she received her PhD at the LMU Munich. From 2006 to 2013 she taught at the Philipps University of Marburg. Since 2014 she has been a member of the Department of Philosophy at the University of Hildesheim. In 2017 she received her habilitation at the Friedrich Schiller University of Jena. Her research focuses on making distinctions, American pragmatism, feminism, German idealism, and forms of philosophical praxis.

Katrin Wille

Die Praxis des Unterscheidens

Historische und systematische Perspektiven

Im 20. Jahrhundert sind Zweifel an normativ hoch aufgeladenen Unterscheidungen aufgekommen, wie zwischen Mensch und Tier oder zwischen Frau und Mann, und dies hat die Dringlichkeit gesteigert, nicht nur über bestimmte Unterscheidungen zu streiten, sondern sich auf die Arten und Weisen unseres Unterscheidens selbst zu richten. Unsere Praxis des Unterscheidens lässt sich nicht als ganze überblicken, sondern nur exemplarisch an bestimmten Unterscheidungs-vollzügen reflektieren. Dies geschieht in der vorliegenden Studie am Beispiel der Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille. Diese Unterscheidung betrifft unser Selbstverständnis als Handelnde und sie verweist auf die Erfahrung der Diskrepanz zwischen dem, was wir uns vornehmen und gerne tun würden, und dem, was wir tatsächlich tun.

Das Ziel der exemplarischen Unterscheidungsstudie im ersten Teil wie der methodischen Grundlegung im zweiten Teil liegt darin, einen Grundriss spezifischer, inhalts gesättigter und systematischer Unterscheidungsforschung zu entwerfen. Votiert wird in Auseinandersetzung mit Platon und Hegel für eine dynamische Weise dialektischen Unterscheidens.

Die Autorin:

Katrin Wille ist 1971 in Göttingen geboren; Studium der Philosophie, Ev. Theologie und Geschichte an den Universitäten Münster und München. 2000 Promotion an der LMU München, 2006–2013 Akademische Rätin an der Philipps-Universität Marburg, seit 2014 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie der Universität Hildesheim, 2017 Habilitation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Unterscheidungsforschung, amerikanischer Pragmatismus, Feminismus, Deutscher Idealismus sowie Praxisformen des Philosophierens.



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2018
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Umschlagmotiv: Sophie Taeuber-Arp, Komposition mit Kreisen
Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48988-8

Für
Rolf, Naomi und Noel

Inhalt

| | |
|---|-----------|
| Danksagung | 15 |
| Allgemeine Einleitung: Zum Profil philosophischer Unterscheidungsforschung | 17 |
| i. Rückwirkungen zwischen Unterscheidungen und Unterscheidungsweisen: Drei Skizzen | 19 |
| ii. Besonderheiten der doppelten Aufmerksamkeit auf Unterscheidungen als Unterscheidungen: Operativität und Anlassbezogenheit | 25 |
| iii. Die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille | 29 |
| iv. Aufbau der Arbeit | 31 |
| v. Zur Forschungslage | 37 |
| vi. Zum begrifflichen Feld | 46 |
| vii. Zur Darstellungsform | 55 |

Teil I: Die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille

| | |
|--|-----------|
| Einleitung in den ersten Teil | 59 |
| a) »Wünschen« und »Wollen« im alltäglichen Sprachgebrauch | 59 |
| b) Wunsch und Wille in der praktischen Philosophie | 63 |
| c) Sachliches und methodisches Anliegen | 71 |
| 1. Kapitel: Beschreibungen: Wie wir wünschen und wie wir wollen | 77 |
| Einleitung zum ersten Kapitel | 77 |
| a) Die Aufgabe von Beschreibungen | 78 |
| b) Exemplarische Situationen | 83 |
| c) Zur Auswahl der exemplarischen Situationen | 86 |

Inhalt

| | | |
|--|---|------------|
| 1.1 | Wünschen und Wollen im reflexiven Selbstverhältnis . . . | 92 |
| 1.2 | Wollen und Wunsch im Dialog | 102 |
| 1.3 | Wünschen oder Wollen in der Beschreibung gesellschaftlicher Herausforderungen | 108 |
| 2. Kapitel: Analysen: Vom Wollen als mentale Anstrengung zur Muskelempfindung | | 115 |
| Einleitung zum zweiten Kapitel | | 115 |
| a) | Grenzen von Modellbildungen | 116 |
| b) | Die Aufgabe von Analysen | 119 |
| c) | Zur Auswahl der Autoren: Sigwart, Kant, Wittgenstein | 122 |
| 2.1 | Sigwart zur inneren Dramaturgie des Wollens und Wünschens | 126 |
| 2.1.1 | Das Phasenmodell des Wollens | 129 |
| 2.1.2 | Die beiden Funktionen von Wünschen | 132 |
| 2.1.3 | Kritische Perspektiven | 137 |
| 2.2 | Kant: Von der »Aufbietung aller Mittel« zur »Realrepugnanz« | 142 |
| 2.2.1 | Willensbegriff | 145 |
| 2.2.2 | Kausalität | 152 |
| 2.2.3 | Die Struktur des Wünschens | 159 |
| 2.2.4 | Ordnung praktischer Begriffe | 174 |
| 2.2.5 | Moralische Kritik und Selbstkritik | 195 |
| 2.3 | Wittgenstein: Über die Gefahr, Wunsch und Wille zu verwechseln | 203 |
| 2.3.1 | Wille und Muskelgefühl | 206 |
| 2.3.1.1 | Wie über Wollen und Wünschen zu sprechen ist: Sinnvolle, sinnlose und unsinnige Sätze | 208 |
| 2.3.1.2 | Wille und Leib | 214 |
| 2.3.2 | Wittgensteins Warnung vor einer gefährlichen Verwechslung | 218 |
| 2.3.3 | Der umgreifende Charakter des Handelns | 233 |

| | |
|---|-----|
| 3. Kapitel: Kritik: Handlungen bestehen nicht aus zwei Komponenten | 239 |
| Einleitung zum dritten Kapitel | 239 |
| a) Die Aufgabe von Kritik | 239 |
| b) Zur Auswahl der kritisierten Ansätze | 242 |
| 3.1 Willensschwäche in der Kritik | 245 |
| 3.1.1 Alternative Beschreibungen: Welche Unterscheidungen bewirken was? | 245 |
| 3.1.2 Wie unterschieden wird: Praktisches Urteil, Handlung, Bewertung und Motivation | 250 |
| 3.1.3 Unterscheidungskritische Figuren in der Debatte | 257 |
| 3.2 Kritik an der Reduktion von Wünschen auf Präferenzen | 264 |
| 3.3 Sachliche und methodische Konsequenzen aus der Kritik: Verschiebung der Aufmerksamkeit auf einen einfachen Begriff des Handelns | 271 |
| 3.3.1 Anschlussmöglichkeiten an die dialektische Handlungstheorie Hegels | 272 |
| 3.3.2 Zur Darstellungsform: Dialektische Erfahrungen | 281 |
| 4. Kapitel: Konstruktion: Handeln als dialektischer Prozess von Entwerfen und Gestalten | 288 |
| Einleitung zum vierten Kapitel | 288 |
| a) Die Aufgabe von Konstruktionen | 288 |
| b) Was heißt »dialektisch«? | 291 |
| c) Die Dialektik des Handelns | 295 |
| 4.1 Handeln als Zusammenspiel von Entwerfen und Gestalten | 298 |
| 4.2 Erfahrungen von Verschiedenheit, Differenz und Gegensatz | 313 |
| 4.3 Rückwirkungen gestalten 1: Handeln heißt sich festlegen. | 328 |
| 4.4 Rückwirkungen gestalten 2: Handeln heißt verkörpern | 344 |
| 4.5 Rückwirkungen gestalten 3: Handeln heißt anschließen | 354 |
| 4.6 Rückwirkungen gestalten 4: Handeln heißt ein Interaktionsangebot machen | 366 |
| Schluss des ersten Teils: Die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille im Rahmen einer dialektischen Handlungstheorie | 373 |

Teil II: Unterscheidungsforschung als Methode

| | |
|--|------------|
| Einleitung in den zweiten Teil | 381 |
| a) Zum Ausdruck »Unterscheidungsforschung« | 381 |
| b) Rückblick aus methodischer Perspektive | 383 |
| c) Zum Aufbau des zweiten Teils | 384 |
| 1. Kapitel: Warum Unterscheidungsforschung spezifisch ist | 387 |
| Einleitung zum ersten Kapitel | 387 |
| 1.1 Aufmerksamkeit auf Unterscheidungen | 389 |
| 1.2 Pragmatik von Unterscheidungen | 392 |
| 1.3 Unterscheidungsgewohnheiten | 400 |
| 2. Kapitel: Warum Unterscheidungsforschung inhalts gesättigt ist | 406 |
| Einleitung zum zweiten Kapitel | 406 |
| a) Zur existentiellen Dringlichkeit von Unterscheidungen | 409 |
| b) Unterscheidungen zurücknehmen | 411 |
| c) In Unterscheidungen verstrickt | 413 |
| 2.1 Praktiken des Unterscheidens | 415 |
| 2.1.1 Verfahren, die Unterscheidung zwischen Sophist und Philosoph zu untersuchen | 416 |
| 2.1.1.1 Begriffe teilen: <i>dihaireisthai</i> | 418 |
| 2.1.1.2 Gegen-Sprechen: <i>diapherein</i> | 428 |
| 2.1.1.3 Verwechslungen auflösen: <i>diakrinein 1</i> | 431 |
| 2.1.1.4 Begriffe bestimmen: <i>diorisasthai</i> | 434 |
| 2.1.1.5 Selbstreflexives Unterscheiden: <i>diakrinein 2</i> | 436 |
| 2.1.2 Vier Praktiken des Unterscheidens | 443 |
| 2.1.2.1 Einteilen | 444 |
| 2.1.2.2 Kontrastieren | 447 |
| 2.1.2.3 Bestimmen | 452 |
| 2.1.2.4 Differenzieren | 454 |

| | | |
|-----------|---|------------|
| 2.2 | Strukturen von Unterscheidungen | 456 |
| 2.2.1 | Zurücknehmen von Unterscheidungen: Quellen und Bezüge | 457 |
| 2.2.2 | Unterscheidungen und Unterschiede | 460 |
| 2.2.2.1 | Verwendungen der Unterscheidung zwischen Unterscheidungen und Unterschieden | 461 |
| 2.2.2.2 | Zurücknehmen statt Abstraktion | 465 |
| 2.2.3 | Strukturen von Unterscheidungen analysieren | 473 |
| 2.3 | Unüberblickbarkeit und Vorgängigkeit | 479 |
| 2.3.1 | Im Gewimmel der Differenzen | 481 |
| 2.3.2 | Sich Differenzieren | 494 |
| 3. | Kapitel: Warum Unterscheidungsforschung systematisch ist | 499 |
| | Einleitung zum dritten Kapitel | 499 |
| 3.1 | Dialektisches Unterscheiden: Quellen und Bezüge | 502 |
| 3.2 | Die Tätigkeiten des Unterscheidens: Trennen und Beziehen | 507 |
| 3.2.1 | Gegenseitige Abhängigkeit von Trennen und Beziehen | 510 |
| 3.2.2 | Selbstreflexivität von Unterscheidungen | 513 |
| 3.3 | Verschiedenheitserfahrungen, Differenzerfahrungen, Gegensatzerfahrungen | 515 |
| 3.4 | Rückwirkungen erfahren | 523 |
| 3.4.1 | Trennen und Beziehen als Duplizität der Erfahrung | 524 |
| 3.4.2 | Die Selbstreflexivität von Unterscheidungen als Zurückgehen ins noch nicht Bestimmte | 528 |
| 3.4.3 | Rückwirkungen als spekulative Zurücknahme | 530 |
| | Schluss des zweiten Teils: Zum Sprachgebrauch | 534 |
| | Ausblick: Ethik des Unterscheidens | 538 |
| | Literaturverzeichnis | 544 |

Danksagung

Eine philosophische Arbeit braucht Menschen, die inspirieren und Menschen, die die Durchführung ermöglichen. Die entscheidende Inspiration zu dieser Arbeit war sicher die Zeit des Lernens bei und Arbeitens mit Matthias Varga von Kibéd an der Ludwig-Maximilians-Universität München, in der mir die Tragweite der Arbeit am Unterscheidungsbegriff und an Praxisformen des Unterscheidens und auch die Kraft der Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille deutlich wurden. Aber eine Arbeit über die Praxis des Unterscheidens zu schreiben wäre immer noch Wunsch geblieben, wenn nicht andere hartnäckig und liebevoll zugleich den Schritt ins Wollen begleitet hätten: Rolf Elberfeld und Andrea Esser. Allen dreien bin ich zu tiefem Dank verpflichtet.

Die Arbeit ist im November 2016 unter dem Titel »Die Praxis des Unterscheidens. Beschreibung, Analyse, Kritik und Konstruktion philosophischer Unterscheidungen am Beispiel von Wunsch und Wille« an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena als Habilitationsschrift angenommen worden. Ich danke Gutachterin und Gutachtern Prof. Dr. Andrea Esser, Prof. Dr. Christoph Demmerling und Prof. Dr. Michael Hampe für ihre Bereitschaft, dies Projekt zu unterstützen und für ihre ausführlichen Stellungnahmen zu meiner Arbeit.

Ich danke Anna Berres (+), die mich bei der Erstellung der Endfassung sehr unterstützt hat und die die Veröffentlichung nicht mehr erlebt, und Leon Krings für scharfe Augen und kritische Nachfragen.

Allgemeine Einleitung: Zum Profil philosophischer Unterscheidungsforschung

Unterscheidungen zu treffen und zu verwenden gehört zu den grundlegenden Tätigkeiten menschlichen Lebens. Unterscheidungen wie die zwischen privat und öffentlich oder zwischen Kindern und Erwachsenen, Leben und Tod oder gut und schlecht prägen nicht nur unsere Lebenswelt, sondern auch die Wissenschaften. Es ist seit jeher eine der zentralen Aufgaben der Wissenschaften und der Philosophie, Unterscheidungen in ihrer Wirkung zu beschreiben, zu analysieren, zu kritisieren und neue Unterscheidungen ins Spiel zu bringen. Zu den Aufgaben der Philosophie gehört es, zu beschreiben, wie beispielsweise die Unterscheidung zwischen gut und schlecht verwendet wird, zu analysieren, was die eine Seite und was die andere im Verhältnis zueinander bedeuten, zu kritisieren, wenn die Bedeutungen unklar sind oder unausgewiesene Geltungsansprüche damit verbunden werden und eventuell andere Unterscheidungen vorzuschlagen, um Klarheit zu erzeugen und weitere Anschlüsse zu ermöglichen. Fragen, die das Philosophieren in Gang setzen und nötig machen, können Fragen danach sein, *wie* unterschieden werden *kann* und *soll*. In unserer lebensweltlichen und wissenschaftlichen Arbeit mit und an Unterscheidungen kommt es in den verschiedensten Zusammenhängen und aus den verschiedensten Gründen dazu, dass Schwierigkeiten im Umgang mit den jeweiligen sachhaltigen Unterscheidungen zu einer Reflexion auf andere Möglichkeiten führen, diese Unterscheidungen zu modellieren.

Abhängig vom Problemdruck der sachhaltigen Unterscheidungen können sich Anforderungen ergeben, Unterscheidungen zu verteidigen, zurückzunehmen oder zu modifizieren. Sollen wir unterscheiden zwischen absolut und relativ Gutem? Was heißt das eine im Kontrast zum anderen, also was heißt absolut Gutes im Kontrast zu relativ Gutem? Wie sind die beiden kontrastierten Seiten aufeinander zu beziehen? Ist die Unterscheidung strikt oder graduell? Ist ein Zweck entweder relativ oder absolut gut oder gibt es noch weitere Möglichkeiten? Argumente, die zur Klärung solcher Fragen ins

Feld geführt werden, weisen eine Besonderheit auf: Es werden der Bezug auf die Erfordernisse der *Sache* und der Bezug auf das Für und Wider verschiedener *Unterscheidungsweisen* miteinander verbunden. Manche Unterscheidungsweisen scheinen mit einer bestimmten Theorieform geradezu direkt verbunden zu sein. In der Frage nach der Art und Weise der Unterscheidung zwischen absolut und relativ Gutem gehört es beispielsweise zur kantischen Theorieform, strikte Unterscheidungen einzuführen und zu verteidigen. Dagegen gehört es zur Theorieform des Pragmatismus bei John Dewey, mit graduellen Unterschieden zu arbeiten, wie in diesem Beispiel oder auch in Bezug auf den graduellen Unterschied zwischen Geist und Körper.

Mit Unterscheidungen zu arbeiten und über Unterscheidungen nachzudenken ist in der Philosophie in einem bestimmten Sinne eine Selbstverständlichkeit. Und wie immer bei Selbstverständlichkeiten, ist es nicht einfach zu sagen, warum man sie befragen sollte und wie man sie, wo sie doch überall wirksam sind, sinnvoll zum Gegenstand machen kann. Eine Evidenz dafür, dass und warum es sich lohnt, die Frage nach Unterscheidungen *als* Unterscheidungen zu stellen, kann nur aus Erfahrungen mit den Rückwirkungen zwischen den konkreten Unterscheidungen selber und den möglichen Weisen, wie sie zu treffen sind, entstehen. Kommen mehrere solcher Erfahrungen zusammen, kann die Überzeugung wachsen, dass es sich lohnt, dieses Wechselverhältnis zu einem eigenen Thema philosophischen Nachdenkens zu machen und so zu philosophieren, dass beides im Blick behalten werden kann.

Ich verstehe diesen Versuch auch als kritischen Beitrag zu einer weit verbreiteten Tendenz, mit Unterscheidungen umzugehen. Vielfach ist eine Art und Weise des Unterscheidens derart gängig geworden, dass Alternativen und deren Möglichkeiten zu stark aus dem Blick geraten, nämlich die Art und Weise, Unterscheidungen als *Einteilungen* zu verstehen. Nach meinem Eindruck werden heute viele der großen »Debatten« – wie zum Beispiel die Debatte um Willensfreiheit – anhand der Einteilung von Positionen geführt. Oder, um ein anderes Beispiel zu nennen, gehen viele der neueren Lehrbücher dazu über, Disziplinen der Philosophie über Einteilungsschemata von Positionen zu erschließen.¹ Demgegenüber ist zunächst ein Problem-

¹ Vgl. zum Beispiel Michael Quante, *Einführung in die Allgemeine Ethik*, Darmstadt 2006.

bewusstsein für das feine Zusammenspiel zwischen konkreten Unterscheidungen und Unterscheidungsweisen zu gewinnen und ich will deshalb zu Beginn drei kurze Skizzen möglicher philosophischer Erfahrungen mit diesem Zusammenspiel präsentieren.

i. Rückwirkungen zwischen Unterscheidungen und Unterscheidungsweisen: Drei Skizzen

Erstens: An der kritischen Arbeit zur Geschlechterunterscheidung, die interdisziplinär mit Beteiligung der Philosophie geführt wurde und wird, lässt sich studieren, wie eine fundamentale, unser Leben in erheblichem Maße organisierende Unterscheidung wie die Geschlechterunterscheidung ihre Selbstverständlichkeit verliert und zum Gegenstand der Kritik wird. An diesem Beispiel kann deutlich werden, wie stark Unterscheidungen wirken, auf welche Weisen sie unverfügbar gemacht worden sind (z.B. durch Naturalisierungen) und wie sie anders entworfen werden könnten. Die Gender-Debatte, in der genau dies geleistet wird, lässt sich deshalb paradigmatisch als »Experimentierfeld mit Unterscheidungen«² rezipieren. Im Zentrum der Genderforschung und der feministischen Forschung stehen zwei Unterscheidungen, nämlich die zwischen Frauen und Männern und die zwischen *sex* und *gender*. Die Variationsbreite der Genderforschung leitet sich daraus ab, *wie* diese Unterscheidungen gebraucht werden oder wodurch sie ersetzt werden. Gegenstand historischer und gegenwartsbezogener Analysen ist, wie die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern hierarchisch gewendet worden ist, wie sie Funktionsbereiche von Gesellschaften strukturiert hat und gegenwärtig (nicht mehr oder noch) strukturiert. Aus der Frage, ob und – wenn ja – wie die Unterscheidung verschiedene Funktionsbereiche von Gesellschaften strukturieren *soll*, entsteht anhaltender Regelungsbedarf in unseren normativen Systemen. Ein Beispiel dafür ist die Entschei-

² Diese Skizze habe ich in den beiden folgenden Studien weiter ausgeführt: Katrin Wille, »Gendering George Spencer Brown. Die Form der Unterscheidung und die Analyse von Unterscheidungsstrategien in der Genderforschung«, in: C. Weinbach (Hg.), *Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive*, Wiesbaden 2007, S. 15–51; Katrin Wille, »Unterscheidungsgewohnheiten, Unterscheidungsstrukturen – literarisch und philosophisch reflektiert«, in: I. Hotz-Davies/S. Schahadat (Hg.), *Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt. Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur*, Bielefeld 2007, S. 32–55.

derung des Gerichtshofes der Europäischen Union vom 1.3.2011, dass die Beurteilung des Geschlechts als Risikofaktor in Versicherungsverträgen eine Diskriminierung sei. Die EU-Gleichstellungsrichtlinie von 2004 hat nach Urteil der Richter die Konsequenz, dass geschlechtsbezogene Verhaltenstendenzen (Männer fahren riskanter Auto, Frauen gehen öfter zum Arzt) keinen Unterschied in rechtlicher Hinsicht begründen dürfen. Das Diskriminierungsverbot bedeutet ein Unterscheidungsverbot in bestimmter Hinsicht und fordert zu einem differenzierten Umgang mit der Geschlechterunterscheidung auf.

In den theoretischen Beiträgen der Gender-Forschung wird über die Legitimität der Geschlechterunterscheidung selbst gestritten, über die (historische?) Priorität von einer der (klassischerweise zwei) Seiten, über die Gliedrigkeit der Unterscheidung (Frauen, Männer, drittes Geschlecht?), über die angemessene Kontextualisierung der Unterscheidung (Stichwort: Intersektionalität). Die Geschichte des Gebrauchs der Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* vom produktiven analytischen Instrument zur Selbstkritik am Paradigma der Gegenüberstellung von »gegebenem« *sex* und »gemachtem« *gender* ist häufig dargestellt und oft wiederholt worden; sie gehört geradezu zu den Kerngeschichten der Genderforschung über sich selbst.³ Durch diese Reflexion wird im theoretischen Selbstverständnis ein dynamischer Umgang mit Unterscheidungen verankert und die Kritik an fixierten Entgegensetzungen, an Dichotomien, ist fast zum selbstverständlichen Credo geworden.⁴ Unterscheidungen so zu verwenden, dass sie offen sind für Selbstkritik und dabei übliche Binär-

³ Vgl. z. B.: Christina von Braun/Inge Stephan (Hg.), *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln/Wien 2005, S. 32 oder Tatjana Schönwälder-Kuntze/Katrin Wille, »Einleitung«, in: T. Schönwälder-Kuntze/S. Heel/C. Wendel/K. Wille (Hg.), *Störfall Gender. Grenzdiskussionen in und zwischen den Wissenschaften*, Wiesbaden 2003, S. 13–23. Stefan Hirschauer sieht die *differentia specifica* innerhalb des weiten Feldes der Geschlechterforschung zwischen den einzelwissenschaftlichen Forschungen, die die Geschlechterunterscheidung zur Wissensproduktion einsetzen und der Geschlechtsdifferenzierungsforschung, die die Geschlechterunterscheidung zum Thema hat. Vgl. Stefan Hirschauer, »Wozu »Gender Studies«? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz«, in: *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis* 54 (2003), S. 461–482, S. 475.

⁴ Aus der Tradition der kritischen Theorie zum Beispiel Regina Becker-Schmidt, »Trennung, Verknüpfung, Vermittlung: zum feministischen Umgang mit Dichotomien«, in: G.-A. Knapp (Hg.), *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*, Frankfurt a. M./New York 1998, S. 84–125. Über die post-strukturalistische Auflösung von binären Oppositionen z. B. Claudia Bregier, »Identi-

strukturen und unbewegliche Dichotomien vermieden werden können, erfordert mehr als Darstellungen ihrer Geschichte, Appelle oder Absichtserklärungen – es erfordert die kritische Reflexion auf die Ordnungen von Unterscheidungen überhaupt. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass in dieser Diskussion vielfach theoretische Unterstützung bei Denker_innen gesucht wurde, die sich im 20. Jahrhundert explizit mit dem Begriff der Differenz auseinandergesetzt haben und dass andersherum auch die Geschlechterunterscheidung ein geeignetes Material zu sein schien, um daran Formen der Differenz zu erproben.⁵

Zweitens: Platon eröffnet den *Sophistes* scheinbar beiläufig mit der Wiederaufnahme eines abgebrochenen Gesprächsfadens. Sokrates setzt mit der Frage nach der Sachhaltigkeit der Unterscheidung zwischen Sophist und Philosoph das neue Gesprächsthema. Der Sophist steht in der platonischen Stilisierung nicht so sehr für einzelne historische Figuren einer Epoche, sondern vor allem für eine intellektuelle Praxis, nämlich eine solche, der die Selbstkritik fehlt. Demgegenüber soll der Philosoph für eine intellektuelle Praxis stehen, für die die systematische Selbstkritik charakteristisch ist. Diese Unterscheidung versteht sich nicht von selbst, denn was soll Selbstkritik heißen? Vielmehr muss sich in der philosophischen Reflexion zeigen, ob die Unterscheidung Überzeugungskraft hat oder ob sie sich als halt- und grundlos erweist, sodass eine stabile Grenze zwischen Sophist und Philosoph nicht gezogen werden kann. Ob die Unterscheidung gelingt oder nicht, hat erhebliche praktische Konsequenzen, was im Subtext der sogenannten Rahmenhandlung des *Sophistes* mitbehandelt wird. Steht sie nicht zur Verfügung, besteht nicht nur die Gefahr, dass unsere Urteile fehlgehen, wie die der Ankläger von Sokrates, die ihn als Protagonisten einer gesellschaftlich zersetzenden intellektuellen Praxis anklagen, verurteilen und hinrichten lassen, sondern auch die, dass solche Urteile noch nicht einmal kritisierbar sind. Bei Unterscheidungen mit einem solchen Gewicht sind Vorüberlegungen nötig.

tät«, in: C. v. Braun/I. Stephan (Hg.), *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln/Wien 2005, S. 47–65.

⁵ Die Tatsache, dass philosophische Differenztheorien als ein theoretisches Unternehmen vor allem des 20. Jahrhunderts gelten können, mag auch damit zusammenhängen, dass im 20. Jahrhundert bestimmte Gegenstandsbereiche, in denen existentiell um Differenzen gestritten wurde und wird, wichtiger wurden, wie die Geschlechterunterscheidung und die Unterscheidung von Kulturen.

Wie soll die Unterscheidung thematisiert werden? Welche Verfahrensweisen stehen zur Verfügung? Sokrates macht dem Fremden Vorschläge für solche Verfahrensweisen. Er unternimmt dafür keine komplizierten philosophischen Ausführungen, sondern greift auf bekannte, in der geteilten intellektuellen Praxis gut verankerte Verfahren zurück. Im Dialog werden die Wechselwirkungen zwischen diesen Verfahrensweisen und der Unterscheidung zwischen Sophist und Philosoph mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen durchgespielt. Die unreflektierte Verwendung einer dieser Verfahrensweisen führt sogar dazu, dass Philosoph und Sophist ununterscheidbar werden und der Anklage des Sokrates von dort her tatsächlich nichts entgegenzusetzen ist. Es ist deshalb eine grundsätzliche Kritik üblicher Verfahrensweisen des Unterscheidens nötig.⁶

Drittens: Was sind »wirkliche« Unterschiede in der Welt und was sind Unterscheidungen, die wir aus bestimmten Gründen treffen, denen aber keine Unterschiede in der Welt entsprechen? Die Frage ist so alt wie berechtigt und es ist offensichtlich, inwiefern sie in den Diskussionen über die Geschlechterunterscheidung im Hintergrund steht. Trotz ihrer Berechtigung führt diese Frage schwierige Voraussetzungen mit sich. *Rationaldistinktionen* wurden in der scholastischen Diskussion solche Unterscheidungen genannt, die nur begrifflich-rationalen Charakter hatten. Durch rationale Unterscheidungstätigkeit werden verschiedene Hinsichten auf ein realidentisches Objekt unterscheidbar oder zwei verschiedene Begriffe als ein und dasselbe aufeinander bezogen, durch die aber nur ein Ding ausgedrückt werden soll. *Realdistinktionen* wurden demgegenüber solche genannt, die wirklich existierende Unterschiede zwischen verschiedenen Gegenständen wiedergeben. Mal mehr als Vermittlungsfigur, mal mehr als zentrale Unterart der Realdistinktion führte Johannes Duns Scotus (im Anschluss und vertiefender Weiterentwicklung von Heinrich von Gents *distinctio intentionalis*) die *Formaldistinktion* ein. Formal distinkt ist demnach das, was jeder unterscheidenden Tätigkeit des Intellektes vorausgeht, aber unabhängig von dieser nicht denkbar ist. Es lassen sich drei Fragekomplexe angeben, für die die Entwicklung einer dritten Form nötig wurde, nämlich das Universalienproblem,

⁶ Ich führe diese Skizze in Teil II, Kapitel 2.1 weiter aus und zeige, inwiefern Platons *Sophistes* ein Schlüsseltext für das Nachdenken über Unterscheidungen als Unterscheidungen ist.

die Frage nach der Einheit eines trinitarischen Gottes und die christologische Frage nach der Unterschiedenheit und Zusammengehörigkeit der Naturen Christi. Es sei nur der erste Fragekomplex umrissen: Duns Scotus löste die scholastische Frage, ob Universalien etwas in der Sache oder etwas rein Begriffliches darstellen, indem er dafür argumentierte, dass Universalien nicht allein intellektualer, sondern realer Natur seien, aber so, dass die Realität der Universalien der intellektuellen Tätigkeit vorausgehe, aber nur durch den begleitenden Intellekt präsent gehalten werden könne.

Daniel Bolliger zeigt in seiner Studie *Infiniti Contemplatio*⁷ eindrücklich, wie sich in der scotistischen Schule diese Distinktionenanalyse, die bei Duns Scotus intensiv bedacht, aber nicht terminologisch letztgültig bestimmt wurde, verselbstständigt hat und zu einer Reihe von zunächst vier (Essentialdistinktion, Realdistinktion, Formaldistinktion, Modaldistinktion), später sieben kanonisch gewordenen Distinktionsarten weiterentwickelt wurde, die wiederum zu immer weiteren Differenzierungsvorschlägen Anlass gaben, bis dann mehr und mehr Stimmen laut wurden, dieses Lehrstück gänzlich aufzugeben.

Die Spuren dieser intensiv geführten Diskussion sind lange verwischt und auch in den Forschungsbeiträgen dazu findet man wenige Abhandlungen, die die Distinktionslehren ins Zentrum ihres Interesses stellen.⁸ Zu der Frage, ob es sich um ein in jeder Hinsicht obsolet gewordenes Lehrstück der Philosophiegeschichte handelt oder ob es für unsere gegenwärtigen Diskussionen irgendwelche Anschluss-

⁷ Daniel Bolliger, *Infiniti Contemplatio. Grundzüge der Scotus- und Scotismus-Rezeption im Werk Huldrych Zwinglis*, Leiden/Boston 2002, vor allem S. 218–364.

⁸ Meine Vermutung ist, dass sich dennoch in diesen wenig bekannten und teilweise nicht übersetzten Traktaten viele wertvolle Differenzierungshinsichten finden. Um diese aber erschließen zu können und aus ihren damaligen polemischen Kontexten zu lösen, braucht es zunächst einen Rahmen, in Bezug auf was solche Differenzierungen verwendet werden können. Über einen solchen Rahmen will ich mich in dieser Arbeit erst einmal verständigen, um dann in weiteren Studien die damaligen Funde einbeziehen zu können. Inspirierend auf diesem Gebiet erscheint mir dazu das Vorgehen von Gilles Deleuze, der in seiner Spinoza-Rezeption versucht zu zeigen, wie Spinoza auch in dieses Gewirr von Unterscheidungsformen hinein eine systematisch überzeugende und in ihrer Konsequenz radikale Unterscheidungstheorie entwickelt, vgl. Gilles Deleuze, *Spinoza et le problème de l'expression*, Paris 1968. In deutscher Übersetzung: Gilles Deleuze, *Spinoza und das Problem des Ausdrucks in der Philosophie*, München 1993 (Übersetzung Ulrich Johannes Schneider). Ich nehme Deleuzes' Revitalisierung der scholastischen Distinktionstypen in Teil II, Kapitel 2.3.2 auf.

möglichkeiten gibt, finden sich so gut wie keine Überlegungen. Der Versuch, Vermittlungsformen zwischen Unterscheidungen zu finden, die in eine frontale Gegenüberstellung gebracht werden, ist dagegen nach wie vor lebendig. Nur scheint, soviel kann man schon aus den wenigen Zeilen zu den scholastischen Distinktionstraktaten entnehmen, Vorsicht geboten gegenüber dem Ansinnen, solche Vermittlungsformen terminologisch festzulegen und in Abstraktion von ihren Anwendungsfeldern zu diskutieren. Differenzierungen sind kein Selbstzweck und die jeweiligen Inhalte dürfen nicht aus dem Blick geraten.

Vor allem die ersten beiden Skizzen zeigen, wie man in der Beschäftigung mit einer konkreten Unterscheidung darauf kommen kann, über die Weisen, *wie* die Unterscheidungen getroffen werden, sowie deren Wechselwirkungen mit den sachlichen Unterscheidungen nachzudenken. Die Diskussion um die Geschlechterunterscheidung und die Dramaturgie des *Sophistes* veranschaulichen die praktische Wirksamkeit solcher Überlegungen. Philosophische Erfahrungen dieser Art legen nahe, auch in Bezug auf andere Unterscheidungen verstärkt auf die Wechselwirkungen zwischen konkreten Unterscheidungen und den jeweiligen Unterscheidungsweisen zu achten und geradezu eine doppelte Aufmerksamkeit auszubilden. Mit einer solchen doppelten Aufmerksamkeit bewegt man sich gezielt in einem Spannungsfeld zwischen den Eigendynamiken eines Sachzusammenhangs, in dem jede konkrete Unterscheidung steht, auf der einen und den abstrakten Reflexionen über den Begriff der Unterscheidung als solchen auf der anderen Seite. Es kann immer passieren, dass die sachliche Beteiligung absorbierend wirkt und die reflexive Distanz auf die jeweiligen Unterscheidungsweisen unmöglich macht. Und andererseits mag sich immer wieder die Versuchung aufdrängen, den Begriff des Unterscheidens unter Absehung inhaltlicher Unterscheidungen zu diskutieren und daraus Unterscheidungsweisen abzuleiten, in Form einer Art Liste festzuhalten und für verbindlich zu erklären. Die dritte der oben angeführten Skizzen kann als eine Art historische Lektion über die Problematik und den Leerlauf eines solchen Unterfangens gelten. Mit der doppelten Aufmerksamkeit ist demgegenüber der Anspruch verbunden, die Arbeit an und mit konkreten Unterscheidungen und den jeweiligen Unterscheidungsweisen im Horizont von Alternativen in ein produktives Wechselverhältnis

zu bringen. In diesem Sinne bedeutet diese doppelte Aufmerksamkeit Reflexion auf Unterscheidungen *als* Unterscheidungen.

In der Mehrzahl der philosophischen Textproduktionen der Vergangenheit und Gegenwart taucht diese doppelte Aufmerksamkeit sporadisch auf. Es sind in der Regel Probleme mit konkreten Unterscheidungen, die dazu führen, die Perspektiven auf Unterscheidungen als solche einzunehmen, über Weisen des Unterscheidens nachzudenken und Unterscheidungen z. B. als »analytische« im Unterschied zu »ontologischen« zu qualifizieren oder die dichotome Geschlechterunterscheidung durch eine dreigliedrige zu ersetzen. Der Ausdruck »Unterscheidungsweisen« dient als Sammelausdruck für die vielfältigen Möglichkeiten, *wie* konkrete Unterscheidungen qualifiziert, modelliert oder prozessiert werden können. Ich will in dieser Arbeit die erwähnten philosophischen Erfahrungen ernst nehmen und demgegenüber den Vorschlag machen, die doppelte Aufmerksamkeit kontinuierlicher auszubilden und systematischer zu entwickeln.

In den bisherigen Überlegungen sind zwei Einsichten über Unterscheidungen angedeutet worden, die für die Ausbildung der doppelten Aufmerksamkeit sehr wichtig sind und deshalb explizit gemacht werden sollen. Die erste Einsicht bezieht sich auf den operativen Charakter von Unterscheidungsweisen, die zweite auf die Anlassbezogenheit von Unterscheidungen.

ii. Besonderheiten der doppelten Aufmerksamkeit auf Unterscheidungen als Unterscheidungen: Operativität und Anlassbezogenheit

Unterscheidungen sind ein Thema der Philosophie und ein Medium des Philosophierens, das nicht verlassen werden kann. Die Beschäftigung mit dem *Wie* des Unterscheidens ist in der Philosophie meist *operativ* und selten *thematisch*, um eine Unterscheidung von Eugen Fink aufzunehmen. Bei Fink heißt es zu der Unterscheidung:

Aber *in* der Bildung der thematischen Begriffe *gebrauchen* die schöpferischen Denker *andere Begriffe* und *Denkmodelle*, sie *operieren* mit intellektuellen Schemata, die sie *gar nicht* zu einer *gegenständlichen* Fixierung bringen. [...] Ihr begriffliches Verstehen bewegt sich in *einem Begriffsfeld*, in einem *Begriffsmedium*, das sie selber *gar nicht* in den Blick zu nehmen vermögen. [...] Das so *umgängig Verbraachte*, *Durchdachte*, aber nicht

eigens *Bedachte* eines philosophierenden Denkens nennen wir die operativen Begriffe.⁹

Thematische Begriffe sind die inhaltlichen Gegenstände philosophischer Untersuchungen, wie die Begriffe Wunsch und Wille oder Geist und Körper, Sein und Nichts. *Operative Begriffe* sind die, die dabei verwendet und selber nicht zum Gegenstand der Betrachtung werden. Das Begriffsfeld des Unterscheidens dient in den meisten philosophischen Abhandlungen als Mittel, ohne selbst zum Gegenstand der Reflexion zu werden, oder Reflexionen auf Unterscheidungen kommen auch vor, treten dann aber wieder in den Hintergrund. Analog zu einer Wendung von Fink formuliert, wird die operative Verwendung von Unterscheidungsqualifikationen in der thematischen Auslegung selber nicht mehr geklärt.¹⁰ Dies ist ein wichtiger Befund, der nicht nur ein Defizit markieren soll. Denn daran wird deutlich, dass Unterscheidungen meist den Charakter von selbstverständlichen Werkzeugen haben, die einfach verwendet werden und nur dann, wenn ihre Funktionalität in Frage steht, selbst zum Gegenstand der Betrachtung werden. Daraus schließe ich, dass die Thematisierung von Unterscheidungen bei der genauen Betrachtung der Verwendungen von Unterscheidungen ansetzen muss, darin liegt ihr pragmatischer Boden. Und zweitens schließe ich daraus, dass die Thematisierung nie vollständig sein kann, sondern selber auch Verwendung von Unterscheidungen ist, die in einer weiteren Thematisierung zum Gegenstand gemacht werden könnte.

Das Nachdenken über Unterscheidungen als Unterscheidungen braucht Anlässe. Kann man die Beschäftigung mit Unterscheidungen selbst von Anlässen ablösen? Kann man eine reine Theorie des Unterscheidens entwerfen und den uneinheitlichen Sprachgebrauch klären, ordnen, reformieren und prinzipiell festlegen? Es gibt Vorschläge dieser Art, ich werde noch Bezug darauf nehmen, aber keiner dieser Vorschläge hat sich durchgesetzt und ist ohne Widerspruch geblieben. Ein Grund dieser mangelnden Übereinkunft scheint mir zu sein, dass sich die Erfordernisse je nach Problem ändern und dass sich der Allgemeinheitsanspruch einiger Autoren als an bestimmte Probleme gebunden erweist. Die Anlassbezogenheit der Reflexion auf Unterscheidungen ist etwas, das mir von höchster Bedeutung zu sein

⁹ Eugen Fink, »Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 11 (1957), S. 321–337, S. 324 f.

¹⁰ Ebd., S. 326.

scheint. Andererseits sind es immer wieder Reflexionen über Unterscheidungen selbst gewesen, die in der Philosophiegeschichte wichtige Veränderungen zur Folge gehabt haben. Der Name für eine Art von Reflexion über Unterscheidungen selbst ist sogar zu einem Schlagwort geworden: *Dualismuskritik*. Viele Varianten von Dualismuskritik haben in der Geschichte der Philosophie zu Umordnungen von Unterscheidungen geführt, exemplarisch sei auf die Dualismuskritik von Georg Wilhelm Friedrich Hegel oder die von John Dewey verwiesen.

Hegel ist als Kritiker von Dualismen bekannt und zunehmend wieder rezipiert.¹¹ In seinem philosophischen Werk finden wir kritische Auseinandersetzungen mit bestimmten Dualismen, wie, um nur einige zu nennen, Geist und Natur, Anschauung und Begriff, Gott und Welt. Als »Dualismus« wird in der Regel die Auffassung bezeichnet, dass es zwei Arten oder Kategorien von Dingen oder Prinzipien gibt und dass diese beiden Arten von Dingen oder Prinzipien fundamental verschieden seien. Hegels Kritik geht aber viel weiter, er kritisiert nicht nur verschiedene Dualismen, sondern er kritisiert die *Figur dualistischen Unterscheidens* und zeigt, in welchen Bahnen philosophisches Denken verlaufen muss, um dualistische Unterscheidungen zu erkennen und zu überwinden. Das Problem dualistischen Unterscheidens besteht, so könnte man Hegels Klage über »Entzweigen« übersetzen, darin, dass dualistische Unterscheidungen zwar für manche Erfahrungsbereiche einen produktiven Rahmen zur Verfügung stellen – dies gilt sicher in vielen Hinsichten für den sogenannten cartesianischen Dualismus zwischen Natur und Geist im Hinblick auf die Entwicklung der modernen Naturwissenschaften. Durch den in der Regel allgemeinen Geltungsanspruch der dualistischen Unterscheidung sind dann aber andere Erfahrungsbereiche wie z. B. unsere soziale Praxis oder auch künstlerische Erfahrung nicht mehr verständlich und werden in der Folge marginalisiert oder für irrational erklärt. Denn dadurch entsteht ein reduziertes Selbstverständnis des Menschen, das mit Hegel und seinen Rezipienten als »Entfremdung des Menschen von sich selbst« beschrieben werden kann. Die Kritik an Dualismen darf dabei aber nicht selber dualistisch verfahren, indem dualistischem Unterscheiden Einheitsformeln ge-

¹¹ Vgl. z. B. Ludwig Siep, *Der Weg der Phänomenologie des Geistes. Ein einführender Kommentar zu Hegels »Differenzschrift« und »Phänomenologie des Geistes«*, Frankfurt a. M. 2000, S. 82.

genübertgestellt werden. Ein solches Vorgehen greift zu kurz, weil es erstens von einer Struktur Gebrauch macht, deren konkrete Spielarten gerade kritisiert werden sollen und weil es zweitens der oben angedeuteten bereichsspezifischen Berechtigung von Dualismen nicht Rechnung tragen kann. Die Kritik muss also »immanent« vollzogen werden, es muss die »Logik« dualistischen Unterscheidens in einer Weise analysiert werden, die die Grenzen dieses Unterscheidens deutlich werden lässt und die alternative Weisen des Unterscheidens aufzeigen kann.

Auch der Pragmatist Dewey ist ein nachdrücklicher Kritiker von Dualismen. In vielen seiner Texte finden sich Angriffe auf dualistische Traditionen des Denkens, die er durch seine Beiträge in neue Bahnen lenken will. Eine der grundlegenden Auffassungen, von der her er gegen eine Reihe von Dualismen argumentieren kann, ist seine Überzeugung vom praktischen Charakter der Realität.¹² Erkenntnisprozesse machen einen Unterschied in den Dingen und für die Dinge. Damit rüttelt Dewey an dualistischen Konzeptionen von Theorie und Praxis, Vernunft und Wille und rückt den Begriff der Handlung ins Zentrum der theoretischen Aufmerksamkeit.

Ich habe diese beiden Spielarten von Dualismuskritik etwas ausführlicher skizziert, weil sie mir für meine Reflexion auf Unterscheidungen als solche besonders wichtig geworden sind und weil beide Autoren in ihren Überlegungen über Unterscheidungen selbst besonders weit gegangen sind. Bei den hegelschen Texten ist dies offensichtlich als bei denen von Dewey. Aber natürlich ist der zum Schlagwort gewordene Ausdruck »Dualismuskritik« nicht auf hegelianische oder pragmatistische Formen des Philosophierens festgelegt, im Gegenteil. Ein Blick in sehr verschiedene Diskurse und Debatten der Philosophie zeigt die themen- und methodenübergreifende Verwendung.¹³ Die Kritik an Dualismen ist aber nur eine, besonders bekannt gewordene Weise, über Unterscheidungen als solche

¹² John Dewey, *Does reality possess practical character* (1908), MW.4.125–142.

¹³ Vgl. z. B. die vehemente Diskussion zwischen Dualisten und Dualismuskritikern in der analytischen Philosophie des Geistes über die Auffassung, ob es sich beim Mentalen und beim Physischen (oder bei Geist und Körper oder Geist und Gehirn) um radikal verschiedene Arten von »Entitäten« handelt. Vgl. dazu den Überblicksartikel mit einem Schwerpunkt auf den dualistischen und dualismuskritischen Argumenten: Howard Robinson, »Dualism«, in: E. N. Zalta (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (online): <http://plato.stanford.edu/archives/spr2016/entries/dualism/> (abgerufen am 31. 3. 2016).

nachzudenken. Ich meine nun, dass es sich lohnt, den Fokus auf Unterscheidungen selbst zu weiten und Unterscheidungen, die einen Problembezug haben, systematisch auf ihre Wirkungen und Varianten hin zu untersuchen, also den Anlassbezug von Unterscheidungen wie die Reflexion auf Unterscheidungen selbst in doppelter Aufmerksamkeit zu verbinden. Diese Verbindung hat zur Folge, dass zwar keine allgemeine Theorie des Unterscheidens entworfen wird, aber dennoch die Reflexion auf Unterscheidungen intensiviert und systematisiert wird. Ich nenne ein solches Vorgehen »Unterscheidungsforschung« und will mit dem Ausdruck »Forschung« den offenen, experimentellen Charakter betonen, der einerseits in der Pflicht steht, Klärungen zu Sachfragen, die uns hier und heute angehen, beizutragen, und der andererseits eine Aufmerksamkeit auf Varianten des Unterscheidens und deren erhebliche Konsequenzen entwickelt und mitführt und dazu auch gezielte, »experimentelle« Untersuchungen, wie z. B. den Entwurf von Situationen möglichen Unterscheidungsgebrauchs, anstellt.¹⁴ Unterscheidungsforschung in diesem Sinne soll nicht zu vage, sondern spezifisch, nicht zu abstrakt, sondern inhalts-gesättigt und nicht zu sporadisch, sondern systematisch sein. Es ist das Ziel der allgemeinen Einleitung, den Rahmen dafür abzustecken und das Vorgehen zu plausibilisieren.

iii. Die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille

Welche konkrete Unterscheidung ist geeignet für eine solche Untersuchung, welche ist wirkungs- und implikationsreich, aber nicht zu grundsätzlich? Diese Frage führt in eine eigentümliche Bedrängnis, einen »embarras de richesse«, denn es ließe sich natürlich prinzipiell mit jeder Unterscheidung arbeiten. Besonders geeignet ist eine Unterscheidung, die einen klaren phänomenalen Boden hat, also nicht zu abstrakt ist und keine Art Totalunterscheidung ist wie Alles und Nichts, Sein und Nichtsein oder Denken und Sein, die zudem verschiedene theoretische Entfaltungen erhalten hat und in der konsequenten Durcharbeitung doch große Innovationskraft für Handlungstheorie und praktische Philosophie entwickeln kann. Ich wähle die Unterscheidung zwischen Wille und Wunsch oder zwischen den

¹⁴ Die Wahl der Bezeichnung »Unterscheidungsforschung« wird in der Einleitung in den zweiten Teil ausführlicher gerechtfertigt.

Aktivitäten Wünschen und Wollen, um damit in doppelter Aufmerksamkeit zu arbeiten. Es gilt also, sich sowohl in das sachliche Feld zu vertiefen, in das diese Unterscheidung gehört, wie auch die Unterscheidung *als* Unterscheidung zu betrachten. Ich skizziere in diesem Abschnitt zunächst das sachliche Feld und stelle im nächsten Abschnitt dar, wie ich die Untersuchung in doppelter Aufmerksamkeit aufbaue.

Die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille gehört in der praktischen Philosophie nicht zu den Großunterscheidungen, sondern führt ein unscheinbareres Dasein. Es gibt sogar Stimmen, die diese Unterscheidung als philosophische Unterscheidung für überholt und das englische *desire* als Grundbegriff des Praktischen für ausreichend halten.¹⁵ Mir erscheint die Unterscheidung dagegen lebensweltlich relevant und philosophisch folgenreich für den Willensbegriff und das Verständnis von Handlung. Die alte und auch gegenwärtig immer noch diskutierte Frage nach dem Verhältnis unserer Zwecksetzungen zu den Realisierungen im konkreten Handeln steht notorisch vor zwei Problemen. Das eine Problem hängt mit unseren Erfahrungen zusammen, dass die Realisierung im Handeln oft von Ereignissen durchkreuzt wird, für die wir nichts können und die uns nicht zuzurechnen sind. Wir sind auf dem Weg zu einem wichtigen Termin und werden in einen Unfall verwickelt, sodass wir nicht pünktlich erscheinen können. Der Erfolg unserer Handlungen ist auch abhängig von solchen Faktoren, über die wir keine Verfügungsgewalt haben. Diese Erfahrung ist in der philosophischen Theoriebildung viel bedacht worden in Bezug auf die Frage nach der Zuschreibung von Verantwortung und auch in Bezug auf die Konsequenzen unserer Einstellungen zum Leben. Die stoische Empfehlung, eine innere Einstellung zu entwickeln, die sich unabhängig von den Wechselfällen des Schicksals macht, folgt aus einer intensiven Beschäftigung mit diesen Erfahrungen. Das andere Problem ist hierbei, die Situationen, in denen wir nicht verantwortlich zu machen sind dafür, dass unsere Handlungen nicht zum Erfolg führen, von solchen zu unterscheiden, in denen wir dafür verantwortlich zu machen sind. So geben wir zum Beispiel nur vor, einen Zweck zu verfolgen, oder wir unterbrechen dessen Umsetzung vorzeitig. Mit diesen beiden Problemen müssen sich eine Konzeption des Handelns und eine Kon-

¹⁵ Dies wird in der Einleitung in den ersten Teil ausführlich behandelt.

zeption des menschlichen Willens auseinandersetzen und beidem Rechnung tragen. Zu diesem Problemkomplex gehört die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille, die in der Tradition oft verwendet wurde, um eine Grenze zu ziehen zwischen den Zwecksetzungen, die den Bogen bis zur Realisierung halten, und denjenigen, die dies nicht tun. Die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille steht für die Erfahrung einer wichtigen Bruchlinie oder Differenz im Selbstverständnis von uns als Handelnden. Sie markiert gleichzeitig einen Anspruch an die praktische Theoriebildung. Es muss ein Begriff des Handelns entwickelt werden, der dieser Differenzenerfahrung systematisch Rechnung trägt. Dabei sind alltagssprachliche Verwendungen der Ausdrücke »wünschen« und »wollen«, alltägliche Erfahrungen und philosophische Reflexionen ins Verhältnis zu setzen. Für eine Theorie des Handelns stellt sich die Frage, wie mit dieser Differenzenerfahrung umgegangen wird, welcher Rang ihr zugemessen wird, wie sie beschrieben, analysiert und in die grundbegriffliche Rahmung eingebettet wird. Wird sie als Begrenzung marginalisiert und als Grenzphänomen erwähnt und verwendet? Oder wird sie gar irrationalisiert? Oder wird sie, wie hier vorgeschlagen, als Ausgangspunkt der Überlegungen zum menschlichen Handeln verwendet?

iv. Aufbau der Arbeit

Im ersten Teil wird die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille mit doppelter Aufmerksamkeit auf die sachlichen Dynamiken und die jeweiligen Unterscheidungsweisen bearbeitet (Teil I: Die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille). Ich setze an bei der Wirklichkeit unseres Unterscheidungsgebrauchs. Dafür ist es wichtig, die Erfahrungszusammenhänge aufzurufen, die bei dieser Unterscheidung im Hintergrund stehen. Deshalb *beschreibe* ich im ersten Kapitel mögliche Erfahrungen in exemplarischen Situationen, die ich teils aus der Literatur gewonnen und teils zu diesem experimentellen Zweck entworfen habe. Mit der *Beschreibung* ist die *erste Aufgabe* der Unterscheidungsforschung genannt, die darin besteht, auf Unterscheidungen aufmerksam zu werden und die *Wirkungen* von Unterscheidungen im Hinblick auf die Ermöglichung und Verhinderung von Anschlüssen ernst zu nehmen und darzustellen (1. Kapitel: Beschreibungen: Wie wir wünschen und wie wir wollen).

Im zweiten Kapitel des ersten Teils wende ich mich drei Analysen zu, mit deren Hilfe das philosophische Gewicht der Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille deutlich werden kann. Ich beginne im ersten Abschnitt mit der sehr plastischen Präsentation eines klassischen Bildes vom Wollen durch Christoph von Sigwart. Wollen ist demnach eine innere, mentale Anstrengung. Die Umsetzung im Außen muss in der Regel erfolgen, aber ihr kommt kein eigener Wert für den Akt des Wollens zu. Der Wunsch hat als schwächste Art des Wollens eine Grenzfunktion. Im zweiten Abschnitt wird ein Gedankengang mitvollzogen, der in die Problematiken dieses Bildes hineinführt. Immanuel Kant sieht sich aufgrund von kritischen Nachfragen zu Erfahrungen des Wünschens genötigt, den Willen enger an die Handlung zu binden. Im dritten Abschnitt kommt ein expliziter Kritiker dieses Bildes zu Wort. Ludwig Wittgenstein nimmt im freien Anschluss an Arthur Schopenhauer eine eigentümliche Identifikation des Wollens mit dem Handeln (bzw. der Muskelempfindung) gegenüber dem mit der Handlung nicht verbundenen Wünschen vor. Die *Analyse* des philosophischen Gebrauchs von Unterscheidungen, hier der Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille, ist die *zweite Aufgabe* der Unterscheidungsforschung (2. Kapitel: Analysen: Vom Wollen als mentale Anstrengung zur Muskelempfindung).

Aus dieser Profilierung der Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille ergeben sich kritische Ansatzpunkte gegenüber bestimmten Begriffsbildungen in dem Feld der praktischen Philosophie und der Handlungstheorie, wie zum Beispiel dem Konzept der Willensschwäche. Mein Anliegen im dritten Kapitel ist es, exemplarische Unterscheidungskritik zu üben. Die *dritte Aufgabe* der Unterscheidungsforschung liegt darin, Hinsichten für eine Unterscheidungskritik zu gewinnen, um Formen des verkürzten und problematischen Unterscheidungsgebrauchs kritisieren zu können (3. Kapitel: Kritik: Handlungen bestehen nicht aus zwei Komponenten).

Im vierten Kapitel wird folgendes Problem aufgenommen: Wenn die genaue Analyse der Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille es nahelegt, den Willen eng an die Handlung zu binden, ergeben sich daraus Konsequenzen für das Verständnis des Handelns. Welche Rolle spielt das »geistige« Moment der Absicht oder Intention, welche Rolle die Verwirklichung? Wie muss der Zusammenhang gedacht werden, damit sowohl Erfahrungen der Differenz zwischen beidem (wie zum Beispiel bei Wünschen) wie auch die (teilweise spannungsvolle) Zusammengehörigkeit von Intention und Verwirklichung (wie

im Falle des Wollens) verständlich werden? Es ist nötig, den Rahmen der Betrachtung zu ändern und die Aufmerksamkeit auf den Begriff des Handelns selbst zu verschieben. Es wird, etwas plakativ gesagt, ein konstruktiver Vorschlag für eine dialektische Handlungstheorie vorgelegt, in dem die Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille kontextualisiert werden kann. Die *vierte Aufgabe* der Unterscheidungsforschung liegt in dem *konstruktiven* Votum für eine dialektische Entfaltung von Unterscheidungen (4. Kapitel: Konstruktion: Handeln als dialektischer Prozess von Entwerfen und Gestalten).

Da es für die zu entwerfende Unterscheidungsforschung charakteristisch ist, mit doppelter Aufmerksamkeit auf konkrete Unterscheidungen und auf die verwendeten Unterscheidungsweisen zu arbeiten, sollen diese *vier Aufgaben, Beschreibung, Analyse, Kritik und Konstruktion* im ersten Teil anhand der konkreten Unterscheidung zwischen Wunsch und Wille durchgeführt werden und die doppelte Aufmerksamkeit und das methodische Selbstverständnis der Unterscheidungsforschung im zweiten Teil eigens zum Thema gemacht und gerechtfertigt werden. Woher werden diese Perspektiven und Methoden gewonnen? Was sind die Quellen und was sind die Gründe für ihre Auswahl und Ausgestaltung? Der ganze zweite Teil der Arbeit ist der *fünften Aufgabe* der Unterscheidungsforschung gewidmet, nämlich die Beschreibungen, Analysen, Kritiken und Konstruktionen zu reflektieren, methodisch transparent zu machen und zu rechtfertigen. Als Leitfaden dafür dienen die drei Ansprüche an die Unterscheidungsforschung, die weiter oben erwähnt worden sind: Unterscheidungsforschung solle nicht zu vage, sondern *spezifisch*, nicht zu abstrakt und formal, sondern *inhaltsgesättigt* und nicht zu sporadisch, sondern *systematisch* sein (Teil II: Unterscheidungsforschung als Methode).

Im Zentrum des ersten Kapitels steht die Frage, was es heißt und wie es möglich ist, eigens auf Unterscheidungen und zunächst vor allem auf die Wirksamkeit von Unterscheidungen zu achten. Speziell wird die Ausbildung der doppelten Aufmerksamkeit dann, wenn die praktischen Wirkungen von Unterscheidungen einer Beschreibung zugänglich gemacht werden können. Die Beschäftigung mit den Wirkungsweisen von Unterscheidungen nenne ich »Pragmatik von Unterscheidungen«. Methodische Anregungen hierfür habe ich vor allem von der Philosophie des Pragmatismus aufgenommen wie auch von dem amerikanischen Phänomenologen Robert Sokolowski, der in einem Aufsatz mit dem Titel *The Method of Philoso-*

*phy: Making Distinctions*¹⁶ die reflexive Wirkung von Unterscheidungen betrachtet (1. Kapitel: Warum Unterscheidungsforschung spezifisch ist).

Das zweite Kapitel ist der Auseinandersetzung mit dem gewidmet, was bisher möglichst offen »Unterscheidungsweisen« genannt wurde. Dies dient als Sammelausdruck für die vielfältigen Möglichkeiten, *wie* konkrete Unterscheidungen qualifiziert, modelliert und prozessiert werden können. Hinsichtlich der Frage, wie ein Überblick über Unterscheidungsweisen zu bekommen ist, liegen zwei Wege nahe, die mir aber beide problematisch erscheinen. Einmal wäre ein induktives Vorgehen vorstellbar, das es erfordern würde, den lebensweltlichen und wissenschaftlichen Unterscheidungsgebrauch wie die Texttraditionen auf Unterscheidungsweisen abzusuchen, diese quasi enzyklopädisch zu sammeln und dann Hypothesen über sinnvolle Klassifikationsmöglichkeiten zu bilden. Zum anderen kann ein deduktiver Weg beschritten werden, der von einem möglichst abstrakten Begriff des Unterscheidens selbst ausgeht und grundlegendere wie spezifischere Weisen des Unterscheidens abzuleiten versucht. Problematisch scheint mir an beiden Wegen, dass der Anlassbezogenheit des Unterscheidens bei dem Bestreben, Muster des Unterscheidens zu suchen, nicht genügend Rechnung getragen wird. Und zudem laufen beide Untersuchungen Gefahr, sich bei der Betrachtung des Gegenstands »Unterscheidung« schon auf eine Weise des Unterscheidens festzulegen, durch die andere Weisen des Unterscheidens ermittelt werden sollen. Ich will demgegenüber vorschlagen, den Anfang mit einer Reflexion auf die Relation zwischen konkreten Unterscheidungen und möglichen Unterscheidungsweisen zu machen und dadurch der Anlassbezogenheit bzw. Inhaltssättigung von Unterscheidungen Rechnung zu tragen. Diese Einsicht habe ich in meinen Lektüren des platonischen Dialogs *Sophistes* gewonnen, weshalb im ersten Abschnitt des zweiten Kapitels eine Deutung des Dialogs skizziert wird, um diese Relation zu entfalten. Dabei werden vier sehr grundlegende Verfahren, mit Unterscheidungen umzugehen, in ihren Möglichkeiten und Grenzen diskutiert, die ich »Praktiken des Unterscheidens« nenne. Damit ist eine erste Hinsicht, den Sammelausdruck »Unterscheidungsweisen« zu konkretisieren, gewonnen.

¹⁶ Vgl. Robert Sokolowski, »The Method of Philosophy: Making Distinctions«, in: *The Review of Metaphysics* 51 (1998), S. 515–532.